

Jürgen Alberts
in Zusammenarbeit mit Marita Alberts

**Zufall
Chuzpe
und ein Quäntchen Glück**



Abbildung auf dem Umschlag:
AdobeStock 15162973 © itestro

1. Auflage 2021
Copyright © Edition Falkenberg, Bremen
ISBN 978-3-95494-249-7
www.edition-falkenberg.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder irgendein anderes Verfahren) ohne schriftliche Erlaubnis des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

www.edition-falkenberg.de

Jürgen Alberts

in Zusammenarbeit mit Marita Alberts

**Zufall
Chuzpe
und ein Quäntchen Glück**

Mein Leben in Anekdoten

Edition Falkenberg

»Wake up to reality«

Cole Porter

Vorwort

Noch eine Autobiografie? Die erste war doch schon sehr ausführlich.

Darin ging es um meine Romane.

Zwei Autobiografien, ganz schön eitel, wie?

Eitelkeit hat noch niemandem geschadet.

Sie ist nur peinlich.

Die einen sagen so ...

Die Glanzlichter deiner Karriere?

Und die Niederlagen.

Worum soll es denn jetzt gehen?

Um die vielen Lebensgeschichten, die ich immer gerne erzählt habe und die ...

Wer will denn sowas lesen?

Es gibt einige, die mir irgendwann irgendwo zugehört haben, wenn ich mal wieder ein paar meiner Anekdoten zum Besten gegeben habe.

Peinlich, wie gesagt.

Die anderen sagen so ...

Und die Anekdoten sind alle wahr?

Das habe ich nicht behauptet.

Oder geflunkert?

Die meisten sind so geschehen, andere ein wenig ausgeschmückt ...

Also doch erfunden?

Im Eifer des Obstlers erfunden, wie es in meinem Roman »Hitler in Hollywood« heißt.

Georg Kupfer, hieß der nicht so?

Intermezzo 1: Zitat aus »Hitler in Hollywood«

Die Kunst der frei erfundenen Anekdote war es, die Georg Kupfer in erhebliche Bedrängnisse brachte, aber auch in erstaunliche Weiten führte. Die Leichtigkeit des rasch Erdachten, luftiger Schaum, die entschiedene Behauptung vorgespiegelter Tatsachen, Zauberkraft wunderbarer Lügen, allesamt erzählerische Schwindeleien. Ob er in einer Redaktionsstube um Arbeit nachfragte oder eine Münchener Abendgesellschaft besuchte, stets gelang es ihm mühelos, die Aufmerksamkeit anderer zu erhaschen, indem er von ungeheuerlichen Vorfällen zu berichten wusste, welche er häufig im Augenblick des Erzählens erfand. Mochten seine Zuhörer die eine oder andere Anekdote schon vernommen haben, immer wieder überraschte Georg Kupfer sie mit unbekanntem Details, Spannungseffekten und Dialogpassagen oder einer gänzlich neuen Schlusswendung. Darauf angesprochen, ob diese oder jene Zutat auch der Wahrheit entspreche, fügte Kupfer stets an, dass er sich selbstredend für die Richtigkeit verbürge. Entweder sei er bei dem Vorgefallenen zugegen gewesen oder aber er kenne jene Person, von der sein Bericht stamme, ein ganz außerordentlich vertrauenswürdiger Mensch, selbstredend.

Nun saß Georg Kupfer in Festungshaft. Verurteilt zu fünfzehn Jahren.

In der Autobiografie, deiner ersten, muss ich ja jetzt sagen, wird Georg Kupfer nicht als Anekdotenbezeichner bezeichnet?

Du hast ja tatsächlich den Roman gelesen. Chapeau! Dann verstehst du auch, warum ich nochmal ansetze, aus meinem Leben zu erzählen.

Ob daraus gleich ein ganzes Buch werden muss ...

Ich will es versuchen.

Bin gespannt.

Noch eins zu Beginn: »Zufall ist, was einem zufällt«, hat ein Philosoph formuliert. In Max Frischs Tagebüchern heißt es: »Am Ende ist es immer das Fällige, das uns zufällt.« Das scheint ein Motto meines Lebens zu sein.

1: Mit 16 zum ersten Mal im Fernsehen

Im WDR-Fernsehen lief Mitte der 1960er Jahre eine Jugendsendung unter dem Titel »Nur für uns«. Dort wurde ein Dramatiker-Wettbewerb ausgeschrieben, Thema: Streit zwischen Eltern und Kindern um den Sonntagsspaziergang. Ich hatte meine kleine Szene nach Rom verlegt, das Ganze in Knittelversen formuliert und an den Sender geschickt. Von mehr als 100 Einsendungen wurden drei ausgewählt, darunter mein Dramolett.

Ich wollte meine Szene im Fernsehen selbst aufführen, zusammen mit Mitgliedern unserer Theatergruppe am Gymnasium. (Wenn schon das eigene Stück, dann auch gleich als Schauspieler vor die Kamera.) Der Sender schickte einen Redakteur, der uns unter die Lupe nahm, nicht nur, was unsere Drei-Minuten-Szene anging, sondern auch, ob wir beim anschließenden Interview nicht versagen würden. So wurden wir vier nach Köln eingeladen und zwei Tage in einem Hotel untergebracht. Weil man uns nicht zutraute, die Szene live aufzuführen, gab es eine Aufzeichnung, die in die laufende Sendung eingefügt werden sollte. Am Ende der Aufzeichnung saßen wir im Studio, nahmen die Perücken ab und sollten so tun, als ob es live gewesen wäre. Dann kam das Interview und der Moderator fragte mich, woher ich komme. »Aus 524«, sagte ich keck, mit übereinander geschlagenen Beinen. »Woher?« Der Moderator, etwas irritiert. »Aus 524 Betzdorf, das ist unsere Postleitzahl.« (Marita, mit der ich damals

noch nicht zusammen war, schaute sich die Sendung mit ihrer Mutter an. »Schau mal«, sagte die Mutter: »Dieser Angeber aus Betzdorf!« Recht hatte sie. Ich saß da im Sessel, als hätte ich nie etwas anderes gemacht.)

Nach der Rückkehr bat mich die lokale Rheinzeitung eine ganze Seite über unsere Erlebnisse beim Fernsehen zu schreiben. Brav habe ich die Lüge von der angeblichen Live-Aufführung durchgehalten.

Intermezzo 2: Das Dramolett »Separatio familiaris – Der Sonntagsspaziergang«

Hier ein kurzer Ausschnitt:

*Mutter: Nimm die Hände aus dem Togasaum,
so spricht man mit den Eltern kaum. (Pause)
Amors Festtag grüßt uns heute
da ist es Brauch für feine Leute
dass sie wandeln in den Hainen.*

Vater: Das will ich meinen.

*Tochter: Mutter, oh, oh Mutter mein,
ich würde gerne mit euch sein,
wenn ich mit Ursus von den Staatsarmeen
nicht heute möchte wandeln gehen.
Er hat nur kurzen Ausgang heut
und darum ist es mir sehr leid,
unser Spaziergang fällt da aus!*

Vater: Du verlässt sofort mein Haus!

*Die Tochter verweigert den Eltern den Gehorsam. Der Streit
wird immer heftiger.*

*Vater: Der Ursus bleibt zuhaus'
Und ruht sich von dem Wehrdienst aus.*

Und so kommt es zur Familienteilung – die Tochter flieht nach Griechenland, die Eltern sind entsetzt.

*Mutter: Du hast sie hinweg getrieben,
weg, die Tochter, die wir lieben.
Zerstört ist das Familienglück.*

Vater: Der Hunger treibt sie schon zurück.

Ein Nebeneffekt dieses ersten Fernsehauftritts und des ganzseitigen Artikels: Ich wurde fortan der Kulturkritiker bei der lokalen Rheinzeitung, Theateraufführungen von Gastspielen und manches andere war zu rezensieren. Zwölf Pfennig pro Zeile. Insgesamt habe ich bis zu meinem Abitur für die Rheinzeitung und später auch für die Westfälische Rundschau rund 200 Kritiken geschrieben. Unterzeichnet habe ich sie mit IRA, Jürgen Rüdiger Alberts. Auf Lateinisch: der Zorn.

2: Beinahe in Sibirien gelandet

Ich weiß nicht, wie meine Eltern auf die Idee kamen, mich 1965 mit einer Gruppe von bayrischen Lehrern auf eine Russlandreise zu schicken. Es sei doch eine gute Gelegenheit, Moskau, Leningrad, Warschau und Kiew kennenzulernen. Da zu dem Zeitpunkt eine Apothekerin aus Genf bei meinen Eltern angestellt war, die Russisch konnte, wurden mir 200 Vokabeln beigebracht. (Seitdem weiß ich noch immer, was Ich-liebe-dich auf Russisch heißt.)

Die Anreise selbst war sehr anstrengend, 36 Stunden im Zug von Berlin nach Leningrad (ohne Liege- oder Schlafwagen) sind kein Spaß.

Als unser rechtslastiger Geschichtslehrer davon erfuhr, dass ich in die Sowjetunion fahren würde, überreichte er mir eine Broschüre der Bundeszentrale für Politische Bildung: »Wie diskutiert man mit Kommunisten?« Hat nicht so viel genützt.

Erste Erfahrung: Jeden Abend viele Reden, viel Wodka, viel Völkerfreundschaft.

Meine Beziehung zu Marita war erst wenige Monate alt, deswegen wollte ich unbedingt von Moskau aus mit ihr telefonieren. (Sie arbeitete damals im Kreiskrankenhaus Kirchen.) Der Zeitunterschied betrug zwei Stunden, also konnte ich nicht vor zehn Uhr auf dem Telegrafenamts erscheinen. Überraschung: die Verbindung klappte sofort. Große Aufregung. Wir bekamen nur stockend ein paar Sätze zustande. Marita erzählte mir später, dass ihre Vorgesetzte im katholischen Krankenhaus, Schwester Albertine, über den ganzen Flur rief: »Fräulein Kipping, Fräulein Kipping, da ruft der Evangelische aus Moskau an!«

Einer der beiden Reiseleiter fragte mich in Leningrad, ob ich eine Ikone haben wolle. »Ja, gerne.« Was ich denn zu bieten hätte. »Ich habe einen Schlips aus Mokassin, ein Nyltesthemd und ein paar D-Mark.« Er meinte, das müsste reichen.

Tags drauf begann eine geheimnisvolle Odyssee durch Leningrad, während die anderen die Ermitage besichtigten. Es ging über Brücken und kleine Straßen, durch Parks und verwinkelte Gassen. Wir setzten uns nach mehr als zwei Stunden Fußmarsch auf eine Bank. Ein Russe gesellte sich zu uns, der die Ikone nicht bei sich trug. Sein Kumpel, der wenige Minuten später eintraf, hatte sie unter dem Hemd. Die beiden sahen sich meine »Schätze« (Schlips und Hemd waren damals in der Sowjetunion der *dernier crie*) und gaben sich mit 20 DM zufrieden.

Noch an der Grenze hatte ich ziemliche Angst aufzufliegen, weil mancher Koffer unserer Reisegruppe eingehend gefilzt wurden.

Als ich nach Deutschland zurückkam und stolz meinem Vater die Ikone zeigte, bekam ich als Erstes einen Satz Ohrfeigen. (Gerade war der deutsche Botschafter in Moskau des Landes verwiesen worden, weil er illegal Ikonen aus Russland exportiert hatte.)

Ich wollte gerne in Erfahrung bringen, was mein Prachtstück wert war. Deswegen fuhr ich nach Recklinghausen zum dortigen Ikonenmuseum. Nach der Reinigung des Oklads, der silbernen Abdeckung, wollte man meine Ikone nicht wieder hergeben, sondern bot mir 1.500 DM auf die Hand. Das war sehr verlockend, aber ich wollte die Ikone, die unter so ungewöhnlichen Umständen erworben worden war, behalten. Die Summe, die man mir geboten hatte, beeindruckte meinen Vater überhaupt nicht. Er sagte nur: »Da hast du Schwein gehabt. Die hätten dich auch nach Sibirien schicken können!«

3: Rausschmiss bei der Rheinzeitung

An einem Samstagnachmittag erhielt ich einen Anruf: Es war der stets trunkene Chefredakteur der lokalen Rheinzeitung, der mich anflehte, am Abend das Konzert des Männerchores »Liederkranz« zu besuchen und darüber eine ausführliche Kritik zu schreiben. Ich habe ihm entgegengehalten, dass ich nichts von Männerchören verstehe, und schon gar nicht in der Lage sei, deren Fähigkeiten zu beurteilen. Aber es half nichts: »Sie haben zwei Plätze in der ersten Reihe!« (Was er mir nicht sagte, war, dass dieser Männerchor vor wenigen Wochen die »Goldene Sängernadel« als besondere Auszeichnung bekommen hatte. Die Info hätte vielleicht geholfen!)

Marita und ich kamen zeitig in die Turnhalle, in der es noch nach Schweiß roch. Das notierte ich auf meinem Zettel. Auf der Bühne standen links und rechts zwei staubige Gummipalmen. Auch das erwähnte ich in meiner Kritik. Ich wusste von unserem Schulchor, dass ein gemeinsames Einatmen vor dem ersten Ton absolut verboten war. Davon hatte dieser Männerchor noch nicht gehört. Auch das fand Platz in meiner Rezension. Und dann »versang« sich der Tenor Josef Traxler

bei einem Schubert-Lied derart, dass er mit dem Chor neu ansetzen musste. Und auch das schrieb ich.

Die Reaktion auf diesen Artikel glich einem Erdbeben: 50 Abonnenten bestellten die Rheinzeitung ab, mich pöbelten Sangesbrüder in einer Kneipe in Kirchen/Sieg an. Marita bekam Krach mit einem Onkel, der sie für das Debakel mitverantwortlich machte, und sie wurde zum Personalchef des Krankenhauses zitiert, um sich eine wütende Tirade gegen ihren Freund anzuhören.

Der Lokalchef Herr Daube bestellte mich ein, um mir mitzuteilen, dass unsere Zusammenarbeit ab sofort beendet sei. Ich werde das Bild nie vergessen, wie er mit heftiger Schlagseite an der Theke lehnte, die Fliege, die er zum Frack angezogen hatte, hing schlapp von seinem Hals herunter. Die Augen glasig, er war überaus wütend. Schwer lallend machte er keinen besonderen Eindruck auf mich. Mein Einwand, dass ich ihn gewarnt habe, ich hätte keine Ahnung von Männerchören, half gar nichts. So kam das Ende der durchaus lukrativen Einnahmemöglichkeit.

Intermezzo 3: Der Artikel aus der Rheinzeitung

... ist leider nicht vorhanden, weil meine Mutter meine gesammelten Artikel, sämtliche Texte unseres Kabaretts und auch meine Deutsch-Jahresarbeit »entsorgt« hat, weil sie Platz für ihre Steinsammlung brauchte. (Übrigens: wenn es nach ihr gegangen wäre, hätte ich Geologie studiert und wäre das geworden, wovon sie geträumt hat.)

4: »Spektrum« zensiert – die brachiale Methode

Als Chefredakteur der Schülerzeitung »Spektrum« habe ich mehrere Jahre Scharmützel mit den Lehrern ausgefochten. Immer wieder kam es zu Zensurversuchen, von denen der folgende der gravierendste war: Unser Musiklehrer Gabor fühlte sich durch einen ironischen Artikel in der monatlich erscheinenden Zeitung diffamiert, eine durchaus milde Karikatur seines Unterrichtes, den er im Feldweibelton abhielt. Er befahl zwei Schülern, die zum Nachsitzen bestellt waren, aus über 100 Exemplaren die Seite herauszuschneiden, die ihn störte. Ein Skandal an der Schule, der zeigt, in welchem Klima vor 1968 der Unterricht in unserem Gymnasium ablief. Meinen Eltern hat er mehrfach zu verstehen gegeben, dass ich bald von der Schule flöge, wenn ich mich nicht endlich anständig betragen würde. »Betragen« war eine Kategorie in meinem Zeugnis, wo ich nicht mit Bestnoten zu glänzen gedachte.

5: Der Angeber reist nach Irland

»Junger Mann bietet Reisebegleitung, mit guten englischen Sprachkenntnissen, Koffertragen inklusive.« Diese Anzeige ist niemals in der FAZ erschienen, auch wenn ich das gegenüber Marita und meinen Klassenkameraden immer behauptet habe. Tatsächlich kam ich zu dieser Irland-Reise, weil ein Freund meiner Eltern, Paul Badura, eine Woche als Verkäufer von Milchkanen durchs Land reisen würde. Er prüfte meine Englischkenntnisse, warnte mich vor dem gälischen Akzent seiner Geschäftspartner. Aber nicht vor den vielen Alkoholika, die diese Reise begleiteten. Schon gleich nach der Ankunft in Dublin, es war wolkenverhangen, grau und regnerisch, gingen wir in einen Pub, um ein Pint Guinness zu

trinken. Mir schmeckte das Bier nicht und ich bestellte einen Paddy-Whiskey, dem später noch viele folgen sollten. Und der in mehreren Geschichten meines Lebens eine Rolle spielt. Wir reisten in einem Volkswagen, aus dem der Sitz des Beifahrers ausgebaut worden war. Dort lagerten Medikamente für die Farmer auf dem Land. Herr Badura und ich nahmen auf dem Rücksitz Platz. Am Steuer saß Paddy McDonald, Angestellter im Milchministerium. Jeden Tag besuchten wir *dairies* und *creameries* und nahmen Bestellungen von Milchkannen auf. Tagsüber gingen wir in gute Restaurants, um Steaks und Lachs zu verputzen.

Eines Abends saßen wir in Mallow im Hinterzimmer eines Lebensmittelladens bei funzlicher Beleuchtung und tranken um die Wette. Ich hatte inzwischen komplett auf Paddy umgestellt. Irgendwann kam die Sprache auf Hitler und wie gut er für Deutschland gewesen sei. Herr Badura und ich hielten dagegen, erinnerten an den Holocaust und die Repressionen des Faschisten-Regimes. Aber die irischen Mitsäufer ließen sich nicht beirren. Weil Hitler gegen die Engländer gekämpft hatte, waren sie für ihn. Zwischendurch musste ich austreten. An der Pinkelrinne legte ein baumlanger Ire seine schwere Pranke auf meine Schulter: »*You must admit Hitler was a good guy!*« Ich widersprach ihm nicht. Zuviel Schiss.

Ein paar Wochen später bei einem Schülerball fragte Marita mich, wie ich an so einen tollen Job gekommen sei. Und da erfand ich die Geschichte von der Zeitungsanzeige in der FAZ. Erst Jahre später habe ich ihr eingestanden, dass das eine Lüge war.

6: Die Abiturfeier 1966

Ich hatte Zahnschmerzen und was für welche. Als Apotheker-
sohn dachte ich, mit einer starken Dosis Baycillin die abend-
liche Abiturfete durchzustehen, aber die Mittel linderten den
Schmerz nicht. Ich fuhr zu meinem Onkel ins 20 Kilometer
entfernte Wissen, der Zahnarzt würde mir schon helfen. Die
Extraktion eines vereiterten Backenzahnes stand an. »Das
geht jetzt ganz schnell«, sagte mein Onkel, »oder es dauert
eine Stunde.« Leider letzteres. Denn der Backenzahn brach ab,
es musste eine langwierige Wurzelextraktion gemacht werden.

Und dabei hatte der Tag schon mit einer Niederlage
begonnen. Mit einem simplen Trick hatte der Direktor des
Gymnasiums es geschafft, mich von der Rede bei der Abi-
turfeier auszuschließen. Normalerweise sprach der Klassen-
lehrer der einen Klasse, also der A, und der Klassensprecher
der anderen Klasse, also der B. Und das war ich. Weil sich der
Direktor nichts Gutes erwartete, hatte er die Reihenfolge ver-
tauscht und mich ausgebremst. (Als ich später den Klassenspre-
cher der A fragte, ob er von diesem Verfahren gewusst habe,
war er sehr erstaunt. Es sei ihm einfach befohlen worden. Er
habe überhaupt keine Lust gehabt, eine Rede zu halten. Stunde
um Stunde habe er daran gegessen. Sehr mühsam, sagte er, sehr
mühsam.)

Vor der mündlichen Abiturprüfung posaunte der Direktor:
»Meine Herren, es geht heute darum, Wissen und Haltung zu
zeigen.« Ich musste mich auf Haltung verlegen, weil ich in Erd-
kunde drankam. Es wurde eine glatte fünf.

Bei der Verabschiedung raunte der Erdkundelehrer mir zu:
»Jeder blamiert sich so gut, wie er kann!« Ich stimmte ihm zu.
Er meinte mich. Ich meinte ihn.

Bei der abendlichen Abiturfeier verhöhnnte mich der Zahn-
arzt-Vater eines Mitschülers: »So einen Zahn ziehe ich mir
selber, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.«

7: Warum Tübingen? Und später Bremen? – alles Zufälle

Trotz intensiver Bemühungen und guten Beziehungen, ich hatte eine Bewerbung von fast 100 Seiten eingereicht, gelang es mir nicht, beim ZDF einen Praktikumsplatz zu ergattern. Also Studium. Aber wo? Ich hatte mir Tübingen ausgesucht, in erster Linie, weil es dort namhafte Professoren für Germanistik und Politik gab, Walter Jens und Theodor Eschenburg, und weil zwei Schülerinnen aus der Parallelklasse nach Tübingen ziehen wollten. Ich fand ein Zimmer sechs km außerhalb von Tübingen und begann ernsthaft zu studieren. Im Sommersemester 1966. (Ich habe 17 Scheine in den ersten drei Semestern eingesammelt. Fleißig, fleißig.)

Ich wollte ins Hauptseminar bei den Germanisten gelangen. Das war nicht einfach, weil trotz der erforderlichen Scheine eine gefürchtete Zwischenprüfung abgehalten wurde. Ich bestand sie nicht, stattdessen verfiel ich auf einen waghalsigen Trick. Ich behauptete gegenüber dem Assistenten von Professor Brinkmann, ich hätte im letzten Semester an einem Seminar über Kafka teilgenommen und wolle in diesem Semester ins Hauptseminar über Theodor Fontane. Und ein tolles Thema hätte ich auch schon: »Die redundante Sprache bei Courth-Mahler und Fontane, ein Vergleich.« Der Assistent machte sich nicht die Mühe nachzuschauen, ob ich tatsächlich schon mal in einem Hauptseminar war, und schrieb meinen Namen auf die Liste. Das Referat hat dem Professor so gefallen, dass ich es vortragen durfte.

Gelegentlich hörte ich Vorlesungen in Kunstgeschichte, Strafrecht, Volkskunde, weil es so viele spannende Themen gab, die mich interessierten.

Und dann kam der 2. Juni 1967. Wir hatten zwar schon häufiger in Tübingen und Stuttgart demonstriert, Ho Ho Ho Chi Minh, aber mit dem Tod von Benno Ohnesorg veränderte

sich unser Engagement. Hitzige Debatten im SDS, tägliche Aktionen.

Ich erinnere mich an eine Demo gegen die persische Diktatur. Ich wurde maskiert als Schah auf einem Leiterwagen durch die Innenstadt gezogen und hielt auf dem Tübinger Marktplatz eine Rede an das persische Volk. Die verlogene Ansprache eines Diktators. Im Leiterwagen saß auch eine Farah Diba, eine Kommilitonin, die aber nur stumm danebenstehen durfte. Der Schah gab sich als bester Freund seines Volkes, ab und zu müssen ein paar Köpfe rollen, um den Staat vor Terroristen zu schützen, posaunte ich in seiner Rolle.

Eine der Aktionen war unser Kampf gegen die Bild-Zeitung. Bis morgens um vier hörten wir Nachrichten und formulierten dann ein Flugblatt: Das lesen Sie heute in der Bild-Zeitung, und das lesen Sie heute nicht in der Bild-Zeitung. (Die Auswahl der Nachrichten war eindeutig rechtslastig. »Stoppt den Roten Terror Jetzt!« Fast täglich wurde in BILD gegen den Studentenprotest gehetzt.) Mithilfe einer Vervielfältigungsmaschine druckten wir Hunderte von Flugblättern. Dann schwärmten wir aus und legten in jedes Exemplar der Bild-Zeitung ein Flugblatt. Das ging am besten bei den gerade befüllten Kästen, die damals überall in Tübingen und Umgebung standen. Wir mussten nur warten, bis die Bildverkäufer zum nächsten Kasten weitergefahren waren. Einige Tage haben wir diese Aktion durchgehalten, bis wir merkten, dass uns die Polizei auf den Fersen ist.

Aufgrund meines Engagements gegen die Bild-Zeitung verfasste ich zwei Aufsätze über diese Ideologiefabrik, die im »Kürbiskern« und in den »Blättern für deutsche und internationale Politik« erschienen. Der Volkskunde-Professor Bausinger fragte mich, ob ich nicht über die Bild-Zeitung promovieren wolle. Ich überlegte nicht lange. In acht Monaten entstand meine Doktorarbeit. Im Kellerzimmer unserer WG, in dem auch mein Schlagzeug stand, auf dem ich spielte, wenn ich nicht mehr weitertippen konnte. Thema: »Die Massenpresse

als Ideologiefabrik. Am Beispiel: BILD.« Untersucht wurden drei Berichtsgebiete: die Bundestagswahlen seit den 1950er-Jahren – die Berichte zur Studentenbewegung – die Septemberstreiks 1969. Eine durchaus empirische Studie über die »Linie« des Massenblattes.

Professor Bausinger war diese Arbeit zu marxistisch. »Das Wort Kapitalismus sollten Sie durch Marktwirtschaft ersetzen!« Das war nur eine seiner Anmerkungen. Vier Stunden lang hat er mir meine Formulierungen um die Ohren gehauen. Die Doktoranden durften in seiner Reihe für Volkswunde veröffentlichen. Da passte eine so linke Arbeit nicht hinein. Er wollte meine Doktorarbeit akzeptieren, aber nur, wenn ich seine Änderungswünsche berücksichtigen würde. Ich hatte schon Angst, acht Monate umsonst geschrieben zu haben.

Wie gelangte ich nach Bremen? Marita war zu einem Zweitstudium an die neugegründete Uni entfloht. (Norddeutschland, unvorstellbar für mich. Die wird schon zurückkommen, dachte ich. Aber sie kam nicht.)

An der Bremer Universität war ein Freund Germanistik-Professor geworden. Der riet mir, die Doktorarbeit bei seinem Kollegen Professor Franz Dröge einzureichen. Der meldete sich schon ein paar Tage später, er habe nur drei kleine Änderungen und dann würde er die Arbeit akzeptieren. Darüber hinaus wolle er sie in seiner Reihe im Athenäum Verlag veröffentlichen. (Was für ein Zufall. Mal wieder.)

Ich hatte im Vertrag mit dem Athenäum-Verlag festgehalten, dass nach der Hardcover-Ausgabe möglichst bald eine Taschenbuchausgabe folgen sollte, zu billigen Preisen, damit möglichst viele Menschen meine Arbeit lesen könnten. Startauflage: 20.000 Exemplare. (Wann hat man so etwas schon in einem Vertrag verankern können?)

Der Athenäum Verlag machte ein halbes Jahr nach Erscheinen meines Buches Pleite, die Restbestände wurden an den S. Fischer Verlag verkauft. Nun stand aber in dem Vertrag,

dass eine Taschenbuchausgabe hergestellt werden müsse. Nach einigem juristischen Geplänkel einigten wir uns, dass die Restbestände der Hardcover-Ausgabe zu einem Taschenbuch »umgeschnitten« werden sollten. Ich bekam mein volles Honorar für 20.000 Exemplare.

Bingo!

8: Das Ende der Tübinger Studiobühne

Schon im ersten Semester 1966 schloss ich mich der Studiobühne, dem Tübinger Studententheater, an und übernahm zunächst die Werbung, und zwar für ein Stück meines Freundes Jens Ulrich Davids »Schiffe für Scholz«. Später war ich dann als Regisseur und Autor tätig.

An einem Abend des Jahres 1970 ging es darum, über ein mögliches Stück für das Wintersemester zu sprechen. Es kamen lauter Neulinge, 17 an der Zahl, nur wenige vom alten Stamm dabei. Wir hatten in den letzten Semestern ein paar starke Abende hinter uns: Von Brechts Baal über Peter Weiss' *Vietnamdiskurs*, mal Sprechtheater à la Handke oder Boulevardtheater im englischen Landhausstil. Was also jetzt noch auf die Bühne bringen?

Eine Japanerin wollte Goethe auf Japanisch rezitieren. Was wir, bekifft wie wir waren, schon mal eine sehr gute Idee fanden. Es tobte hin und her – Ideen flogen wie Vögel auf und fielen tot vom Himmel.

Wir einigten uns, dass wir »nichts« machen wollten. Und zwar den ganzen Abend. Einfach mal »nichts« auf die Bühne bringen. Geht das? Das geht!

Im oberen Saal, dem Uhland-Saal der Tübinger Landesbühne, wurde der Eingangsbereich mit Kunstdrucken gepflastert, so dass die Zuschauer etwas mit Füßen zu treten hatten. Auf dem kirchenvioletten Streifenplakat stand: Tübinger

Studiobühne spielt *BASF, oder: einen drin, zwei im Sinn*. In der Flugblattwerbung hieß es: Im Baal haben wir einen Strip-tease gezeigt, bei Antonin Artauds *Stein der Weisen* drei kopulierende Männer, jetzt ...

Wir hatten Teile der Dekoration und Klamotten aus früheren Produktionen, unseren gesamten Fundus, ein Piano (was ein Fehler war), ein paar Stühle und 17 Schauspieler auf die Bühne gestellt, um »nichts« zu machen.

Es gab eine Diaprojektion, die darauf hinwies, dass heute Abend nichts passieren würde, aber wenn man jetzt losgehe, dann könne man im Kino »Blaue Brücke« noch diesen oder jenen Film ansehen.

Der Saal war gepackt voll, 300 Zuschauer, die sich zum Teil auf dem Schoß saßen. Und auf der Bühne: »Nichts!« – Die Japanerin kicherte vor sich hin, ohne dass sie was Verdächtiges zu sich genommen hätte, hat aber eingesehen, dass Goethe selbst auf Japanisch nicht ins Konzept passte. Die anderen Mitspieler grinsten, lachten leise, spielten Fußball, schossen ab und zu einen Ball ins Publikum.

Dann wechselte wieder die Diaprojektion: »Heute Abend gibt's hier nix – aber in 4 Minuten fängt die Vorstellung im Hirsch-Kino an! Das können Sie noch schaffen! Wenn Sie jetzt sofort losgehen ...«

Nach 60 Minuten wurde der Hauptschalter im Uhlandsaal betätigt. Stockdunkel. Schreie. Gekreische. Tohuwabohu. Riesenkrach. Kriegsgeheul.

Als eine Viertelstunde später das Licht wieder anging, war die Kasse weg. (Huch, wassen Schreck!) Die Bühne ein Schlachtfeld, die Kostüme überall verstreut, das Piano zertrümmert und Himbeersirup auf dem Bühnenboden ausgegossen. (Welcher Idiot von einem Verbindungsstudenten hatte denn Himbeersirup dabei?)

Der Hausmeister tobte. Das wird ein Nachspiel haben. (Hatte es!) Wir müssten auf den Rechtsanwalt Guckes, den Vorsitzenden der Theaterfreunde, warten, der würde uns die

Leviten lesen. Wir haben die Zeit genutzt, um die zerrissenen Kunstdrucke, die überall herumflogen, einzusammeln, die Bühne weitgehend aufzuräumen. Langsam wurden wir nüchterner, blieben aber gleichermaßen vergnügt.

Es war nach Mitternacht, als wir die Abrechnung präsentiert bekamen. (Vorher erfuhren wir auf geheimen Kanälen, dass unser besorgter Kassierer die volle Abendkasse in Sicherheit gebracht hatte! Der Mann hatte Weitblick. Keine Ahnung, was aus dem geworden ist.)

Rechtsanwalt Guckes hielt uns eine Standpauke. Wir dürften den Saal nie wieder benutzen. (Wir wollten »Nichts« sowieso nur einen Abend auf die Bühne bringen. Mehr geht ja nun wirklich nicht.) Wir sollten den Schaden bezahlen. Auch klar. Wir sollten dies, wir sollten das. Und dann sollten wir machen, dass wir nach Hause kommen. Ob der Rechtsanwalt um diese Uhrzeit nüchtern war, kann ich nicht beschwören. Wir jedenfalls trollten uns. Es wurde noch viel gelacht. In dieser Nacht.

Als wir alle Schulden bezahlt hatten, nicht gerade wenig, blieb immer noch ein Rest in der Kasse. Davon haben wir unser Publikum in den Schlachthof eingeladen, zwei Abende lang. Es gab gebratene Hähnchen satt, kosteten damals 2 Mark fuffzig das Stück. Um das Ende vom Lied zu feiern. Die Studiobühne Tübingen hat danach mehrere Semester »Pause« gemacht.

9: Fälle und Todesfälle – wie es mit dem Schreiben begann

Schon in der Schulzeit habe ich verschiedene literarische Texte verfasst, auch die geforderte Deutsch-Jahresarbeit war ein Stück Literatur, das beinah im Suhrkamp-Verlag veröffentlicht worden wäre. (Näheres siehe in meiner Autobiografie *Wilder Mann Lauf*.)

Während des Studiums schrieb ich seit dem ersten Semester jeden zweiten oder dritten Tag einen kurzen Text, Fälle und Todesfälle, so lautete der mögliche Titel für eine Sammlung. Ich verschickte die Textsammlung an verschiedene Verlage und bekam jede Menge Absagen.

Ein Brief enthielt eine positive Nachricht: »Wir möchten gerne drei ihrer Kürzest-Texte in der Zeitschrift *Der Monat* abdrucken. Wir können Ihnen dafür ein Honorar von 200 DM anbieten.« Ich habe den Quittungsbeleg von dem ersten Honorar in unserem Archiv. Erst Jahre später habe ich erfahren, wem es zu verdanken war, dass diese drei Texte ausgewählt wurden. Es war die Sekretärin von Peter Härtling, Frau Wiesinger, die ihrem Chef meine Textsammlung mit der Bemerkung, das sei ganz gutes Material, auf den Schreibtisch gelegt hatte.

Ich wollte die Gunst der Stunde nutzen und habe beim S. Fischer Verlag angefragt, ob es nicht möglich sei, einen Kurzgeschichtenband mit meinen Texten herauszugeben. Die Antwort von Peter Härtling, dem damaligen Cheflektor, kam prompt, ein deutscher Autor müsse zunächst mit einem Roman in Erscheinung treten. Das wiederum war für mich genügend Ansporn, um mich an meinen Erstling zu setzen: »*Nokasch u.a. – Drei Romane für eine Person*« (Als zweite Veröffentlichung brachte der S. Fischer Verlag dann meine Sammlung von Kürzest-Texten unter dem Titel: *Aufstand des Eingemachten.*) Auch darüber habe ich in meiner Autobiografie schon ausführlich berichtet.

Intermezzo 4: »Aufstand des Eingemachten«

– der Abschlusstext, der für längere Zeit meine letzte literarische Äußerung war.

Wie und daß

*Wie der Fernsehapparat auseinanderfällt
und die Zeilen sich zu einem Gitter verstricken
Wie eine Landeszentralbank ihren Haupteingang öffnet
und Geld den Berg auf einer Achterbahn
bergab rutscht und unten der Direktor steht der alles
aufhalten will der mit dem ganzen Geld im Wasser
versinkt
Wie ein Eisschrank schmilzt
Wie Nachrichten in ein Ei eingespritzt werden und
Spionage bei Gartenzwergen betrieben wird
Wie ich mich langsam in einen Ofen verwandelt habe
Wie ein Beamter Blumen sammelte und immer weiter
sammelte und unter der Last der Blumen zusammenbrach
Wie einer mit 34 der noch nie gelacht hatte einmal
lachte und sich das Genick brach und man seinen
Körper im Krankenhaus ausschlachtete
Wie Prinz Eisenherz die Augendeckel hochklappte
und das Turnier gewonnen hatte
Wie aus einem verschimmelten Käse ein neuer wuchs und
aus einer verfaulten eine frische Wurst wurde
und wie jemand damit ein Geschäft machte
möchte ich schreiben
aber ich höre
daß die Bildungspläne verschiedener Institutionen darauf
abzielen, in Zukunft den Bedarf an Naturwissenschaftlern
besonders an spezialisierten Ingenieuren zu decken
daß Minderheiten z.B. Homosexuelle trotz gesetzlicher Ände-
rungen weiterhin diskriminiert werden
aber ich lese*

daß unliebsame Studenten von der Universität relegiert werden weil andere Studenten dafür sind daß unliebsame Studenten nicht nur 2 sondern 5 Jahre relegiert werden sollen daß die Bundeswehr wieder einen neuen Panzertyp erhalten soll und daß auch weiterhin keine Schulpsychologen eingestellt werden daß man sich staatlicherseits nach demoskopischen Untersuchungen richtet nach Meinungen die man staatlicherseits gemacht hat was soll ich schreiben solange

Erst 1981 erschien wieder ein Roman von mir: »Die zwei Leben der Maria Behrens« im Rahmen der Reihe des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt im S. Fischer-Taschenbuchverlag.

10: Im Puff in Stuttgart

Eine der Hauptfiguren in meinem Erstling »Nokasch u.a.« sollte eine Prostituierte sein. Wo lernt man so eine Frau kennen? In Tübingen? Sicher nicht. Also fuhr ich nach Stuttgart ins Dreifarbenhaus, einem der ersten Erotik-Center in der Bundesrepublik, um dort zu recherchieren.

Um nicht ganz »unbewaffnet« dort aufzutreten, hatte ich mir ein Schreiben von Professor Bausinger geben lassen, in dem stand, dass ich im Auftrag des Institutes für Volkskunde in Tübingen Lesegewohnheiten recherchieren würde. Schon bei meinem ersten Besuch wurde mir klar, dass Fragen an diesem Ort nicht erwünscht waren. Nach dem hastigen Rennen durch die engen Gänge musste ich ein paar Bier zur Beruhigung trinken.

Dann aber merkte ich, es war doch einfach die Frauen zu interviewen, wenn man sich ganz offen gab. Fast ein Drittel der Bewohnerinnen konnte ich so nach ihren Lesegewohnheiten befragen. Und was lasen sie? Auf keinen Fall Liebesromane, sondern Kriminalromane. (Ob das eine frühe Prägung war?)

Eine der Frauen, die im Türrahmen stand und an einem Bettmützchen strickte, rief laut über den Flur: »Hier wird nicht gefragt, hier wird gefickt!«

11: Wie ich zum Fernsehen kam

Der Süddeutsche Hörfunk brachte aus meinem Erstling »Nokasch u.a. – 3 Romane für eine Person« eine Lesung von einer Stunde Länge. (Mein Gott, dass es so etwas gegeben hat.) Der verantwortliche Redakteur Helmut Heissenbüttel war so begeistert von meinem durchaus wirren Textgemenge. Damit war eine erste Tür zum Hörfunk aufgestoßen. Ich bot dem Redakteur eine Sendung an, in der Modelle politischer Literatur vorgestellt werden sollten. Immerhin ging mit den 1968er-Jahren auch eine Wandlung im Literaturbetrieb vor sich. Nicht zuletzt Peter Schneiders Pamphlet, die Literatur sei obsolet, wenn nicht tot, markierte einschneidende Veränderungen. Heissenbüttel lehnte ab, aber ein Redakteur des Westdeutschen Rundfunks akzeptierte mein Angebot und ließ mich ohne irgendeine Erfahrung meinerseits eine Zwei-Stunden-Sendung produzieren. (Wenn ich heute darüber nachdenke, kommt es mir alles wie ein Märchen vor.) In der Sendung brachte ich Interviews mit Karl Markus Michel, Jörg Schröder, Angelika Mechtel, Erasmus Schöfer, Hans Ramm. Und dazu aktuelle Texte, die unter anderem auch aus dem Umkreis des SDS stammten.

Erasmus Schöfer war es, der mich auf den Werkkreis Literatur der Arbeitswelt hinwies und fragte, ob ich nicht in

Tübingen eine Werkstatt aufmachen wolle. Dort gebe es schon einen Kollegen, der im Suhrkamp-Verlag Lehrlingsprotokolle veröffentlicht hatte.

Der Werkkreis ging hervor aus der Gruppe 61, in der Max von der Grün, Günter Wallraff, Erika Runge u.a. die Literatur der Arbeitswelt fördern wollten. Es gingen damals so viele Manuskripte von Arbeitern und Angestellten ein, dass die Gruppe 61 überfordert war. Der Werkkreis wurde in Köln gegründet. Schnell entstanden in einigen Städten Werkstätten, in denen kollektiv Literatur produziert und publiziert wurde. Als Mitglied im Werkkreis Literatur der Arbeitswelt wurde ich Lektor für die einzigartige Reihe von Veröffentlichungen des Werkkreises. (Die Buch-Reihe mit über 60 Titeln hatte eine Gesamtauflage von zwei Millionen, sie erschien im S. Fischer Verlag und war eine Sensation. »Schwarzbrot« nannte das Feuilleton unsere Arbeiter- und Angestelltenliteratur.) In seinen besten Zeiten gab es in der Bundesrepublik 30 Werkstätten mit über 300 Autoren und Autorinnen. Meist kamen die Texte und ihre Texter aus der Arbeitswelt.

Bei einer Delegiertenversammlung in Mannheim, auf der ich zum Bundessprecher des Werkkreises gewählt wurde, lernte ich einen Fernsehredakteur des WDR kennen: Michael Gramberg. Wir kamen ins Gespräch und ich erzählte ihm, dass ich an einer Doktorarbeit über die Bild-Zeitung schreibe. »Kannst du mir eine halbe Stunde Film über die Sprache der Boulevardpresse machen?« Das Quäntchen Glück? Gewiss!

Ich stürzte mich – mal wieder ohne jegliche Kenntnisse – in das Abenteuer einer Fernsehdokumentation. (Das sah man daran, dass ich zwei Drehbücher geschrieben habe, eins für die bildlichen Einstellungen und eins für den Text des Kommentars. Sehr ungewöhnlich. Als Gramberg meine Drehbücher las, holte er einen Regisseur dazu, der mir zu verstehen gab, dass nun seine Arbeit eigentlich überflüssig sei.)

Noch bevor ich den Film »Die Sprache der Boulevardpresse« fertiggestellt hatte, bekam ich 1972 einen weiteren Auftrag:

Eine Viertelstunde Montage über das Thema »Das Bild des Arbeiters im Fernsehen.« Marita und ich wählten eine Woche im August, schauten alle Sendungen der ARD an und montierten daraus eine satirische Collage, wie Arbeiter und Angestellte im Fernsehen entweder missachtet oder verarscht wurden.

Dieser Beitrag hat sechs Abnahmen gebraucht, um tatsächlich ins Programm gehoben zu werden, denn vom Redakteur über den Abteilungsleiter und den Fernsehdirektor musste am Ende der Intendant selber entscheiden, ob man diese Viertelstunde senden könne. Hintergrund dieses merkwürdigen Vorgangs: wir hatten zwischen den einzelnen Beiträgen mit dem Logo des Werbefernsehens ein paar Auszüge aus Texten der Werbung übernommen, z.B.: »Wenn er arbeitet, kann er nicht an sein Hemd denken!«, aus einer Waschmittelwerbung. Und um die Werbekunden nicht zu verärgern, wollte niemand die Verantwortung übernehmen, wenn nach der Ausstrahlung negative Konsequenzen entstünden. Der WDR-Intendant Klaus von Bismarck war äußerst genervt, dass er mit so einem »Kleinkram« behelligt wurde. Der Film wurde ausgestrahlt.

Als ich am nächsten Morgen meine Mutter anrief und fragte, wie sie den Film gefunden habe, sagte sie: »Wir haben nicht umgeschaltet, im Ersten Programm lief ›Spiel ohne Grenzen mit Camillo Felgen und das war so spannend.«

12: »Ermittlungen gegen Unbekannt« – ein Fernsehspiel mit Günter Wallraff

Während meiner ersten Jahre, die ich in Köln beim WDR Features und Dokumentationen produzierte, habe ich häufig bei Günter Wallraff gewohnt. Wir kannten uns über den Werkkreis Literatur der Arbeitswelt. Und als Tischtennis-Gegner.

Ich habe manches Match gegen ihn auf seiner Terrasse in Ehrenfeld verloren.

Wallraff fragte mich, ob ich Lust hätte, mit ihm ein Fernsehspiel zu schreiben. Es ging um seine Recherche in München im Jahre 1968, als bei einer Demonstration ein Student zu Tode gekommen war. Wahrscheinlich von einer Holzbohle getroffen, die Polizisten in die Menge warfen. Wallraff hatte sich damals als Hauptkommissar ausgegeben, um die Kollegen bei der Polizei zu befragen, wie sie die Situation erlebt hatten. An sich war der Stoff ziemlich einfach, er zeigte deutlich, wie der Bruder des toten Demonstranten immer mehr den Glauben an Polizei und Justiz verliert.

In rascher Zeit schrieben wir die erste Fassung des Drehbuchs und bekamen vom zuständigen ZDF-Redakteur den Hinweis, dass man so den Stoff nicht bearbeiten könne. »Das ist ja reine Fantasie, meine Herren!« Was dem Redakteur besonders missfiel, war die Tatsache, dass wir mit der Identifikationsfigur des Bruders einen Sympathieträger geschaffen haben, der sich selbst auf die Suche nach der Wahrheit macht. Zunächst dachten wir, es ginge um ein paar kleine Änderungen, aber tatsächlich sollte jegliche justizkritische Bemerkung aus dem Drehbuch verschwinden.

Der Redakteur kam nach Köln, um uns in den Stiefel zu stellen, nahm sämtliche Akten und Unterlagen mit, um zwei Wochen später mit dem gesamten geordneten Material und einem von ihm hergestellten Ablauf zurückzukehren und zu dekretieren, wie das Drehbuch zu sein habe.

(Diese letzte Sitzung mit dem Redakteur, einem kleinen Napoleon, haben wir – nicht ganz legal – auf Tonband aufgezeichnet, weil wir einen Beweis haben wollten, wie Autoren »zensiert« werden.)

Danach gab es keine weiteren Beschränkungen und wir schmuggelten eine Reihe von justizkritischen Bemerkungen zurück ins Drehbuch.

Nur ein einziges Mal wurde das Fernsehspiel »Ermittlungen gegen unbekannt« ausgestrahlt und dann verschwand es im Giftschrank des ZDF. Einige Redakteure der Fernsehspiel-Abteilung votierten dafür, unseren Film zum Grimme-Preis einzureichen, aber das Sende- und Verbot blieb bestehen. (1986 durfte »Ermittlungen gegen unbekannt« noch einmal gezeigt werden, in 3SAT, allerdings nur mit einer anschließenden Diskussion.)

13: Serienproduktion während der Fußballweltmeisterschaft 1974

Nach den ersten Fernsehdokumentationen entstand die Idee, in der Kulturredaktion des WDR eine ganze Serie aufzulegen unter dem Titel »Wortwechsel«, 30 Minuten durchaus kritisches Fernsehen. Damit beauftragt wurden Dietrich Schubert, Sven Kuntze und ich, allerdings zu einer Zeit, in der wir anderes für wichtiger hielten: die Fußballweltmeisterschaft 1974. Es musste also ein Weg gefunden werden, wie wir alle Spiele sehen und gleichzeitig 26 Exposees für die Serie anfertigen konnten. Also mieteten wir in Bremen eine Wohnung für einen Monat, um ungestört arbeiten und fernsehen zu können. Die Themen reichten von »Sprache der Betriebszeitungen«, »Sprache der Politik«, »Sprache der Hochstapler«. Kurz vor dem Endspiel hatten wir unser Konvolut fertig und schickten es an die Redaktion. Michael Gramberg war sehr zufrieden und schlug ein wohl einzigartiges Verfahren zum Aufteilen der Themen unter Autoren und Regisseuren vor. Fast 50 Filmemacher wurden in den Biergarten des Kölner Volksparks eingeladen. Wir drei stellten jeweils ein Exposé und damit ein Thema vor und dann konnten sich interessierte Kolleginnen und Kollegen melden. Immer zwei wurden zusammengespannt, es wurden Dreh und Schnitttermine, Abnahmen und

Sendetermine festgelegt und in weniger als drei Vormittagen waren alle Themen vergeben. Für Sven Kuntze und mich bedeutete das, dass wir fast ein ganzes Jahr beschäftigt waren, unsere halbstündigen Dokumentationen fertig zu stellen. (Wer den ganzen Umfang dieses Projektes kennenlernen will, gewiss gibt es beim Antiquar noch ein Exemplar des gleichnamigen Buches »Wortwechsel« zu erwerben.)

14: Hochzeitssplitter

1. Geheiratet haben Marita und ich am 5. August 1974 auf dem Bremer Standesamt.
2. Einen Tag nach meinem Geburtstag. Gut zu merken. Und wie oft haben wir den Hochzeitstag vergessen? Sehr oft.
3. Eigentlich fanden wir heiraten bürgerlich.
4. Von der Hochzeit gibt es kein Foto.
5. Das ist auch gut so.
6. Ein paar Tage lang hatten wir altes Heu aus der Tenne unseres gerade gekauften Bauernhauses getragen. Marita bekam davon Ausschlag im Gesicht und an den Händen. In der Apotheke riet man ihr zu einem weißen Puder.
7. Eingekleidet sah sie aus wie ein ... das schreib ich jetzt lieber nicht. Einen schwarzen Faltenrock und eine weiße Spitzenbluse, bieder, bieder ... Die Protagonisten meines Dokumentarfilms »Warum die Mehrheit schweigt«, Franz und Lucie Moter, hatten Marita ausgestattet, um sie hochzeitsfein zu machen.
8. Ich trug keinen Anzug.
9. Bei der Trauung schlug ich die Hacken zusammen, als ich »Jawoll!« sagte. Wie mein Vater 1939 in Tirol. Bei seiner Hochzeit.

10. Die Hochzeitsreise fand am nächsten Tag statt. Mit dem Schiff nach Helgoland. Mit dabei: Vater Mutter Bruder. Auf der Insel kauften wir billig Wodka und Brandy ein.
11. Mein Bruder setzte die Flaschen in der Plastiktüte zu fest auf dem Betonboden auf. Sie zerbrachen. In seine Stiefel schüttete er die ausgelaufenen Spirituosen. Und später weg.
12. Beim Fest für die Freunde – auf dem Lande – stieß ich mit vielen Gästen an. Dafür hatte ich polnischen Grasowska-Wodka besorgt. Meine Rede war sehr kurz. Ich lallte dreimal »Ich danke euch!« Dann stürzte ich vom Hocker.
13. Freunde brachten mich in die Horizontale. Ich verschlief mein Hochzeitsfest.
14. Als ich früh am Morgen aufwachte, war Marita nicht an meiner Seite. Auf die Frage, ob jemand wisse ... »Ja«, hieß es, »die geht spazieren. Über die Felder.« »Alleine? Mit wem?« Allgemeines Schulterzucken.
15. Fing ja gut an.
16. Marita kam zurück und blieb ... bis heute!

15: Hörspiel »Der Spitzel« – und ein verlustreicher Konflikt

Welche Folgen es haben kann, wenn man sich öffentlich zur Wehr setzt, mussten wir erleben, als Sven Kuntze und ich unseren Namen von einem Hörspiel zurückzogen und das auch noch öffentlich kundtaten.

Nach dem ersten Hörspiel »Schnelles Geld« bekamen wir einen neuen Auftrag der Redaktion des WDR. Wir machten uns an die Arbeit. Ein Plot war schnell entwickelt, manche Stunde saßen wir in der Kneipe und bastelten an dem Stoff.

Auch die Abnahme durch die Redaktion machte keine Probleme.

Leider konnten wir bei der Produktion des Hörspiels nicht dabei sein, was sonst immer eine meiner Prinzipien gewesen ist, jedenfalls habe ich später das immer so gehandhabt. Deswegen waren wir ziemlich überrascht, als ein Anruf eines befreundeten Regisseurs kam: »Ihr müsst euch mal die Produktion von eurem Hörspiel »Der Spitzel« anhören.«

Bei nächster Gelegenheit besorgte ich mir im Archiv das Band und hörte mit großem Erstaunen, was da geschehen war. Aus einem 75-Minuten-Hörspiel waren ohne jegliche Kürzung des Textes 55 Minuten geworden. Es gab keine dritte Ebene von realistischen Geräuschen. Offensichtlich war trotz Starbesetzung, immerhin spielte Hansjörg Felmy die Hauptrolle, das Hörspiel schnell und lieblos produziert worden. (Es stellte sich heraus, dass zwei von den fünf Produktionstagen eingespart worden waren.)

Sven und ich baten darum, zusammen mit der gesamten Abteilung das Hörspiel anzuhören und dann zu einer Entscheidung für eine Neuproduktion zu kommen. Auch die nicht beteiligten Redakteure waren entsetzt über die mangelnde Qualität, aber sie stimmten nicht für eine Neuproduktion. Das wäre ein Präzedenzfall, bekamen wir zu hören. Stattdessen bot man uns an, ultrakurze Jazzstücke von Thelonius Monk zwischen die Szenen zu setzen.

Wir haben unsere Namen zurückgezogen. So lief an einem Samstagabend unser Hörspiel ohne Nennung der Autoren. Wir hatten der »Funk Korrespondenz« und dem »Evangelischen Pressedienst« die Information über unseren Ausstieg und die Verärgerung über die schlechte Qualität zukommen lassen. Das hat sich bitter gerächt.

Obwohl ich für den WDR damals schon fünf Hörspiele verfasst und teilweise auch produziert hatte, kam ich auf eine schwarze Liste und nie wieder wurde ein eingereichter Text akzeptiert. (Bei einer Koproduktion mit anderen Sendern

Vorwort

Intermezzo 1: Zitat aus »Hitler in Hollywood«

1: *Mit 16 zum ersten Mal im Fernsehen*

Intermezzo 2: Das Dramolett »Separatio familiaris - Der Sonntagsspaziergang« – ein Auszug

2: *Beinahe in Sibirien gelandet*

3: *Rausschmiss bei der Rheinzeitung*

Intermezzo 3: Der Artikel aus der Rheinzeitung

4: *»Spektrum« zensiert – die brachiale Methode*

5: *Der Angeber reist nach Irland*

6: *Die Abiturfeier 1966*

7: *Warum Tübingen? Und später Bremen? – alles Zufälle*

8: *Das Ende der Tübinger Studiobühne*

9: *Fälle und Todesfälle – wie es mit dem Schreiben begann*

Intermezzo 4: »Aufstand des Eingemachten«

10: *Im Puff in Stuttgart*

11: *Wie ich zum Fernsehen kam*

12: *»Ermittlungen gegen Unbekannt« - ein Fernsehspiel mit
Günter Wallraff*

13: *Serienproduktion während der Fußballweltmeisterschaft
1974*

14: *Hochzeitssplitter*

15: *Hörspiel »Der Spitzel« - und ein verlustreicher Konflikt*

16: *Als Stipendiat in der Rentner-Villa Massimo in Rom*

Intermezzo 5: land aus stein

oder: rückkehr aus der villa massimo

17: *Der erste Dokumentar-Spielfilm*

18: *Der Teufel und sein Bäcker – eine erste Cuba-Reise*

19: *Der Weg nach Managua – vom Chefarzt zum
Revolutionär*

20: *En El Peru – mit dem Leben davongekommen*

21: *Alles über den Adel – eine langwierige Recherche endet im
Nichts*

22: *Ein paar Zensurfälle - von 26 mehr oder weniger heftigen
Eingriffen*

**Intermezzo 6: Auszug aus dem Gespräch mit dem
»Feuer-Makler«**

23: *Der WESER-Kurier Streik – 3 Wochen ohne Zeitung in
Bremen und umzu*

24: *»Besuch« bei Enver Hodscha in Tirana*

25: *Weihnachten in Sardinien – wie man einen FIAT 500
startet*

26: *Ein Weltrekord, der nur eingestellt werden kann*

27: *Die Fahrt nach Riga – and you work here as?*

28: *Verweigerung des Kriegsdienstes mit 36 Jahren*

**Intermezzo 7: Auszug aus meiner Vernehmung beim Aus-
schluss zur Anerkennung als Kriegsdienstverweigerer**

29: *Trevor and Gill – our british buddies*

30: *Wie es mit dem Krimischreiben begann*

31: *Auf den Spuren von Henri- Desiree Landru*

**Intermezzo 8: Eine sensationelle Entdeckung in der
letzten Autobiografie von Grock, die in der Stuttgarter
Hausbücherei in kleiner Auflage erschien**

32: *Am Tag danach – was ist ein Schnippchen?*

33: *Jedes Jahr am 11. September – die Chilenen erinnern an
den Putsch*

34: *NICHTS – ein Hörspiel als Programm*

35: *Sex am Lago d’Orta – mitgehört, unfreiwillig*

36: *Ein freier Tag für die GSW-Lehrer und Schüler – noch ein
Schnippchen*

37: *Wir werden 80 – ein Fest auf dem Lande*

38: *Mafia live in Hamburg... die Pistole unter einer Serviette*

39: *Das Medienecho auf meine Bremer Polizei-Serie*

40: *Die erste Tournee mit dem Roman »Landru«*

41: *Schreiben in Madeira – der Jackpot, juchhu*

42: *Preis für den besten Kriminalroman*

43: *Die Chinareise endet im Casino de Macao*

44: *Mit Maj Sjöwall im Tren negro*

45: *Eine überraschende »Wende«*

97: *Messo a tacere - mundtot, Uraufführung in Arnberg*

Intermezzo 13: Ein Song aus »mundtot«

98: *Mein Freund und Lektor Bernhard Matt ist gestorben*

99: *Treppensturz*

100: *Abschied von der großen Bühne*

101: *Ein übergroßer guardian angel*

102: *Familienbande*

103: *Zwei bemerkenswerte Geburtstagsfeste*

Intermezzo 14: Auszug aus einem Artikel der Kreiszeitung Syke vom 6. August 2016, verfasst von Martin

Kowalski

104: *Besuch bei Maj auf der Insel Høven*

105: *Wenn es am schönsten ist*

Und dann kam Corona